Zeitschrift: Pädagogische Blätter: Organ des Vereins kathol. Lehrer und

Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

**Band:** 4 (1897)

**Heft:** 18

**Artikel:** Die Stellung der Schule zur sozialen Frage : Vortrag [Fortsetzung]

Autor: Lang, Luzius

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-539505

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

# Die Stellung der Schule zur sozialen Frage.

(Referat in der Konferenz der katholischen Cehrer und Schulmänner des Kreises Schwyz in Küßnacht, Juli 1897.)

Von P. Luzius Lang, O. C., in Urth.

(Fortsetung.)

II.

Die Gesellschaft, als Verbindung von Menschen, welche auf Grundlage der Solidarität — der gegenseitigen Verpslichtung und Verantwortung mit einander im Erwerbs- und Verkehrsleben stehen, um ihre Wohlfahrt, vorab ihr irdisches Wohl, anzustreben, geht aus dem Verhältnis hervor, das notwendigerweise zwischen Besitz und Arbeit sich bildet. Eine andere Entstehungsweise des gesellschaftlichen Lebens ist geradezn nicht denkbar. Besitz und Arbeit gelten deshalb als die gesellschaftlichen Grundbegriffe. Es läßt sich über die soziale Frage nicht richtig und deutlich sprechen, ohne an diese zwei Begriffe und ihr notwendiges Verhältnis zu einander zu denken. Viel Dunkelheit und Mißverständnis rührt in dieser Frage daher, daß dies übersehen wird, die Schule denkt daran und sorgt dafür, daß die Jugend das volle Verständnis dieser zwei Begriffe und ihres unaussölichen Verhältnisses ins Leben mitnimmt.

Buerft ein Wort vom Befige, als dem ersten gesellschaftlichen Grundbegriff. Bas jemand rechtmäßig zu eigen hat, ift fein Befit ober Eigentum. Es gibt verschiedene Urten von Gigentum. Es genügt bier, bewegliches und unbewegliches Gut zu unterscheiden. Letteres ift die ursprüngliche Art von Besitz. Das Bewegliche wird aus ben Erträgnissen bes unbeweglichen Gutes gewonnen. Es gibt daher an und für sich keinen Besitz ohne Eigentum von unbeweglichem But, ohne Eigentum an Grund und Boden. Es ift fehr furgfichtig, wer bafür halt, es konne Buthaben, Schäte, Reichtumer geben, die ihre Wurzeln nicht in Grund und Boden hatten. Die Wurzeln mogen fo gart fein, daß fie ob ihrer Feinheit dem Auge der Mehrzahl fich entziehen, aber fie ruhen irgendwo, wenn noch durch fo viele Mitglieder, in der Erde. Alle Rapitalien, alle Banknoten, alle Pfründen, alle Salarien, alle Maschinen und handwerksgerate u. f. w. find im urfprünglichen Sein und Wefen Naturguter, fie haben nur eine Umwandlung erfahren und badurch ihre gegenwärtige Form und Geftalt erhalten. Da verstehen wir den Wit, bas Korn bes Spruches, den auf dem allbekannten Bilde der Bauer unter ben Vertretern ber verschiedenen Stande führt: "Und ich erhalte euch alle." Da erfaffen wir's auch in feinem ganzen Ernfte, mas in den Bitten und Mahnungen liegt, wenn unfere wohlerfahrenen Alten

ihren Jungen stets zugerufen: Ehret das Heim! Sorget für Erhaltung von Grund und Boden! Zerstückelt die Güter nicht! Laß euch ohne wichtigste Gründe nicht vom Lande! Betet und arbeitet, hauset und sparet zusammen, damit der Hof ganz bleibt! S'Land nährt immer, wenn es unter Gottes Segen bearbeitet wird, wie es dies erfordert und nahe legt, und wenn der Bauer seinen Stand ehrt, sich darum nicht vergist, nicht Dingen nachjagt, die über ihm liegen! Wie viel Misere ist sozusagen überall unters Volk gekommen, weil diese Mahnungen als Altväter-Ansichten in den Wind geschlagen wurden! Drum weist die Schule an Wiese und Baum, an Fels und Wald, an Stein= und Sand-lager, an Fluß und Teich und See u. a. in saßlichster Weise nach, wie diese Sachen unerschöpsliche Geld-, Nahrungsquellen, Existenzinittel sind, wenn Menschen mit Kopf und Herz, mit Tugend und Gewissen sirtschaften.

Ja bewirtschaftet muß das Gut werden. Der bloße Besit, wie haus und Maschine, Stall und Vieh, Werkstatt und Laden und Bureau, u. a. nähren noch nicht. Ertrag= und genießbar wird der Besitz, und könnte er nach Millionen gewertet werden, erft durch die Arbeit. Die Arbeit, alle Arbeit, die leibliche, geiftige und geiftliche Arbeit ist unter bem Allernotwendigften behufs Gefellschaftsbildung das Zweite. Aber es poche niemand mit der Arbeit! Die bloße Arbeit kann unfer Leben auch nicht friften. Soll die Arbeit uns Lebensmittel verschaffen, fo muß fie am Besite sich nutbar verwerten können. Nun, was erfahren wir? Da sehen wir beutlichst, in welchem Berhältnis Besitz und Arbeit zu einander fteben. Befit und Arbeit find ftrenge auf einander angewiesen. Arbeit fann ohne Befit fich nicht betätigen, und der Befit gibt ohne Arbeit feinen Ertrag, feine Lebensmittel. Beide, Besit und Arbeit, rufen fich gleich ftart in gegenseitigen Dienft. Arbeit ift Erganzung bes Befiges und Besit ift die Boraussetzung fruchtbringender Arbeit. Der Urbeit geht der Besit voraus; deshalb tann ihm ein Vorrang im Erwerbs= und Berkehrsleben nicht abgesprochen werden. Er kann der Arbeit nicht er= mangeln, er muß sie ju Sulfe rufen, aber er hat das voraus, daß er bie Anfrage stellen und einige Beit wenigstens auf die Busage warten Die Arbeit ist, sittlich aufgefaßt, der edlere, höhere Teil am gefellicaftlichen Leben, aber vom wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, fteht fie dem Besitze nach, weil fie ohne diesen nichts fürs Leben zu geben vermag. So bringt es nun einmal die Natur der Sachlage mit sich, daß in der Gefellichaft der Besitz den ersten, die Arbeit den zweiten Plat einnimmt. Diefe Ordnung fehrt niemand um, fie mag aufs Bitterfte angefeindet werden; fie bleibt; wer fie angreift, vergreift fich an

seinem eigenen Wohl. Gegen dies richtige Denken handeln, heißt gegen die Natur sündigen, und diese Art Sünden sind die verderblichsten. Indes, rechtlich angesehen, stehen Arbeit und Besitz einander gleich, weil der gleiche Zweck — die Nutharmachung und das gleiche Bedürfnis — die Lebenserhaltung die Besitzenden und die Arbeiter mit einander in Berbindung bringen und zwar gestützt auf gegenseitige rechtliche Verträge.

Das ist der Weg, auf welchem die Gesellschaft entsteht, auf welchem die Menschen unter wechselseitiger Verpslichtung und Verantwortung, ihre Wohlfahrt zu hegen und zu pflegen, gesellschaftliche Verhältnisse anknüpfen und unterhalten. Die Schule benützt die reichlich sich ihr bietenden Gelegenheiten, das Verhältnis zwischen Besitz und Arbeit zu erörtern, die beidseitige Abhängigkeit klar zu legen, des einen wie der andern Stellung im gesellschaftlichen Leben zu besprechen, die gegenseitige rechtsliche Stellung zu betonen, und Mahnung zu geben, diese Ordnung, die unzerstörbar ist, heilig zu halten. Was Ordnung ist, anerkennen, ist schon Übung der Demut. Freilich, primitive Demut, aber ohne diese gibts keine höhere in Wahrheit!

## III.

Obwohl das gesellschaftliche Erwerbs- und Verkehrsleben eine notwendige Erscheinung ist, wie wir wahrgenommen haben, kann das Entstehen und Bestehen der Gesellschaft dennoch sehr begünstigt, freilich auch sehr gefährdet werden.

Sehr gefährdet, miggeftaltet wird das gesellschaftliche Leben, wenn Besit und Arbeit in einer und derselben Sand liegen. In diesem Falle, wo der einzelne Besitzer selbst seine Guter bewirtschaftet, sein Gewerbe treibt, seine Beschäfte besorgt durch Leute, die fo fest an ihn gebunden find, als fein haus und hof, feine Maschinen und Wertpapiere u. f. w. ihm zu eigen gehören: ba kann augenscheinlich ein eigentliches Berkehrs= Deshalb hat das Beidentum die echte leben nicht zustande kommen. und rechte Gefellichaft nicht gefannt. Es fannte nur mehr bas befigende Individuum und den Staat. Letterer mar auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes und jener auf dem des Privatlebens absolut. Wie hatte da eine Gesellschaft entstehen, eine auf gegenseitige Wohlfahrts-Förderung abzielendes Berkehrsleben bestehen können? Rein Befiger mar genötigt, mit einem andern Besiger sich in Berbindung zu fegen behufs Bohlfahre-Intereffen. Jeder genügte fich felbft, weil jeder für feine Bedürfniffe hatte, mas er brauchte, d. h. durch feine Leute, die Stlaven fich verschaffen konnte, selbst fürs geistige Leben; es gab ja auch gebildete, selbst gelehrte Stlaven, die in Wiffenschaft und Runft Unterricht zu erteilen

und die Erziehung zu leiten fähig waren. Freilich kann der Mensch das Wesen seiner Natur nie völlig verläugnen; seine wensentlich gesellige Natur tritt hervor und macht sich bemerkbar in verschiedener Weise. Es benötigte auch im Heidentum das besitzende Individuum den Markt, den Rechtsanwalt, den Arzt, den Vergnügungsort, aber die Verdindungen, die so entstanden, waren vorübergehend, sie gründeten nicht den Zustand eines Verhältnisses, sie waren nur Notbehelse, die menschliche Natur konnte und mußte sich äußern, daß sie für die Gesellschaft bestimmt sei, aber das Heidentum verwehrte es, daß sie ihre Bestimmung erreichte oder sie ernstlich anstrebte. Die Schule hat großes Verdienst, wenn sie das Unnatürliche — das Unsreundliche, Feindliche, Düstere und Drütstende des Heidentums darstellt. Sie beugt damit jener Richtung vor, die im Heidentum ein sonniges Naturleben erblickt und das Christentum bedauert.

Sehr begünftigt wird bas Entftehen und Beftehen bes gesellschaftlichen Lebens, wenn Befit und Arbeit in verschiedenen Sanden fich befinden. Sind die Befiger gar nicht ober nur teilweise imftande, ihre Buter felbst zu beforgen, und haben die Arbeiter nicht das erforderliche Rapital, um das für die Arbeit nötige Material sich zu verschaffen und baraus ben Lebensunterhalt zu schöpfen, so muß sich zwischen diesen und jenen notwendig ein gesellschaftliches Verhältnis entwickeln. Je mehr biefes Bedürfnis die Rlaffen der Besitzer und die Rlaffen der Arbeiter einander nahe bringt, um fo fefter ichließen fich Berbindungen unter ihnen, um fo leichter, beffer und schöner gebeiht bas gesellschaftliche Erwerbe- und Bertehreleben, um fo frifcher und fraftiger fteht und gelit bie Gefellichaft. Die Schule beachtet diese Begunftigung und jene Befahrde des gesellschaftlichen Lebens und wendet alle Mittel an, über die fie verfügt, die Selbstgenügsamkeit und das Streben barnach zu bekämpfen. Sie geißelt das fprode, falte Wort: Wir brauchen niemand, wir fonnen alles allein machen. Da, wo Reichtum ift, foll dies Wort nicht gesproden werden. Der Reichtum foll den Arbeiter beschäftigen. Das ift edle Wohltat.

Eine weitere Gefährde fürs gesellschaftliche Leben beklagen wir im schroffen Gegensatz der Rapitalisten zu den Arbeitern und umgekehrt. Wo das Rapital schrankenlos Herr und Meister ist; wo die Arbeiter wie auf Gnade und Ungnade sich ihm ergeben müssen da kann von einer freien und freundlichen Verbindung schon gar nicht die Rede sein; da ist etwas wie Hörigkeit, wie Leibeigenschaft, selbst wie Sklaventum, das sich von demjenigen im Heidentum nur durch seine neue Form unterscheidet. Man spricht deshalb auch von weißen Stlaven. Die Schule erklärt, wie es sich schildt, das apostolische Wort: Der Arbeiter ist seines Lohnes wert; sie

vergißt jedoch nicht das andere apostolische Wort beizufügen: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Der Lohn soll verdient werden. Zufriesbenheit macht menschenfreundlich; Gewissenhaftigkeit bricht Hartherzigkeit; gutes Haushalten empfiehlt; die Vergnügungssucht, die Verschwendung erweden die Ansicht, die Arbeiter seien nur zu gut bezahlt.

Da fann es jedermann faffen, und die Schule faßt es am leiche testen, daß es nicht bloß etwas sehr Erwünschbares ist, wenn man einen Bustand verlangt, der zwischen Großkapitalisten und notleidenden Arbeiterklaffen eine gute Mitte einnimmt. Gin folder mittlerer Buftand ober Mittelstand ift burchaus bas Erfordernis zur Ausgleichung ber bestehenden gesellschaftlichen Difftande. Und worin besteht ein folcher Mittelftand? Darin besteht er, daß auf der einen Seite ein vielgestaltiger, aber nie übermäßiger Reichtum vorhanden ist, und daß auf der andern Seite ein Stand von Arbeiterklaffen fich behauptet, ber nicht allein auf die Gunft der Reichen angewiesen ift, sondern sich durch bescheidenen Eigenbefit geschützt und gesichert weiß vor Druck der Gewaltigen. So geftellte Arbeiter find nicht gehalten, jeder Anfrage mit ja zu begegnen, fie fonnen ihren herren als felbständig und vertragsfähig gegenüber treten. Dann also haben wir den erwünschten Mittelstand, wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer so aufeinander angewiesen find, daß sie einander die Sande reichen in beften Treuen, im Beifte der Berechtigkeit und Billigteit. 3ch bemerkte, die Schule erfasse dies am leichtesten. Darum wirkt sie nach Kräften darauf hin, indem sie bestrebt ist, auf der einen Seite ben Beift der Bemeinnütigkeit und auf der andern Seite ben Sinn für Sparfamteit zu weden; bort ein herablaffendes, volkstumliches und hier ein nach Oben ehrerbietiges und zutrauliches Wesen zu erziehen, beide Teile aber zu umschlingen mit dem Bande der Liebe, die im Nachsten, sei er hoch ober nieder, den Mitbruder fieht und ehrt. (Solug folgt.)

<sup>&</sup>quot;Als ich — ein warmer Freund bieses Jahrhunderts Stimmt! und im innerften Bergen besfelben geboren - um die Freiheit bat, nichts glauben zu burfen, hat man fie mir willig gegeben; als ich mir die Freiheit nahm, nach Umtern und Wurben aller Urt zu ftreben, murbe fie mir geftattet; als ich mir bie Freiheit nahm, bie öffentlichen Beschife beeinfluffen au wollen, indem ich noch in unreifer Jugend mit ben ernfteften Fragen mich befchaftigte — wurde fie mir nicht verfagt; als ich alle Mittel gur Befriedi. ung all unserer Reigungen forberte, bat man bies gut und billig gefunden. heute aber, wo ich, von bem gottlichen Geifte getrieben, welcher auch biefes Jahrhundert nicht zur Rube tommen lagt, mir die Freiheit nehmen will, ben Antrieben meines Glaubens zu folgen, nichts mehr zu beanspruchen, arm und ftill mit einigen gesinnungsverwandten Freunden gu leben, - beute fühle ich mich sofort gebemmt, von ich weiß nicht wie vielen Gesegen umftridt; ja halb Europa wurde fich, wenn es not tate, ju unferm Untergang verschworen." (Lacordaire.)